

gebiete. Im Mittelalter wurden Mittel- und Nordeuropa dazugewonnen; schließlich schoben sich seine Vorposten immer tiefer in die eurasischen Steppen hinein.

Woher kommt es nun, daß wir heute vorzugsweise den Wirkbereich der lateinischen Kirche als Abendland bezeichnen? Es könnte scheinen, daß es sich hier um eine willkürliche Grenzziehung handle, daß auch heute noch Byzanz und der Osten dazugerechnet werden könnten. Daß mit anderen Worten der Inhalt des Begriffs „Abendland“ nach subjektivem Gutdünken eingeschränkt worden sei. Bisweilen scheint es sogar, als ob er seinen geistigen Sinngehalt weitgehend eingebüßt habe und nur noch geographisch den Westen Europas bedeute.

Indes werden wir bei etwas Nachdenken entdecken, daß eine derartige Begrenzung größeren Tiefgang hat. Wenn wir das Eigentümliche des Abendlandes in der fortschreitenden Entfaltung zur Persönlichkeitskultur hin sehen, stellen wir fest, daß sie im Laufe der Jahrhunderte auf immer mehr Strecken nicht mehr angewandt werden konnte, die vordem „abendländisch“ waren. Der Osten erstarrte langsam, während im Westen und Norden die germanisch-romanischen Völker das personalistische Erbe übernahmen und — nicht ohne Mühe und Erschütterungen — in es hineinwuchsen und es schöpferisch zur höchsten Reife brachten. Der Islam hat dann das Abendland an den Ost- und Südufern des Mittelmeeres Stück für Stück endgültig zum Erlöschen gebracht. Und in die Weiten Rußlands hat die christlich-hellenische Dynamik von dem im Schisma einfrierenden Byzanz aus nur noch in flachem und ermattetem Wellenschlag vorstoßen können. Diese Wellenschläge sind heute unter dem Druck der kommunistischen Gewalt wie unsichtbar geworden.

So ist das Abendland auch geistesgeschichtlich gesehen auf den Westen nicht nur Eurasiens, sondern auch Europas eingeeengt worden. Wohl hat es durch

Auswanderung, durch christliche und Kulturmission neue Provinzen in Übersee erworben und gestaltet; indes ist es heute umstritten, bis zu welchem Grade zum Beispiel die amerikanischen Kulturen gegenwärtig noch aus dem antichristlichen und europäischen Erbe geformt sind und im Vollsinn abendländisch genannt werden können.

Ja wir müssen noch weiter gehen. Bei der Bestimmung dessen, was abendländisches Wesen sei, stoßen wir auf die Gefahr, daß das Abendland sich selber verliert und in sich abstirbt. Es scheint sein schöpferisches Menschentum zu verachten, seine Persönlichkeitskultur zu zerstören und in Verflachung und Unfreiheit unterzugehen. Wir verstehen hier allerdings Persönlichkeit nicht im engen historischen Sinne etwa der „Neuzeit“ seit der Renaissance³, sondern in dem tieferen, den wir eben entwickelt haben: dem des abendländischen Grundzuges im Gegensatz zu anderen Weltkulturen.

Der Weg von der Freiheit der Kinder Gottes zur Freiheit ohne Gott und gegen Gott, den der europäische Mensch in den letzten Jahrhunderten zurückgelegt hat, droht in die Sklaverei zu führen, in einem weniger schlimmen Fall in die Knechtschaft des technisierten Wohlfahrtsstaates, der das Eigensein des einzelnen wenn nicht auslöschen so doch über Gebühr beengen muß, wenn er sein Ideal des materialistischen Diesseitsparadieses verwirklichen will.

G. Friedrich Klenk S.J.

Asmussen — Niemöller

Seit der Kieler Propst D. Hans Asmussen in einem Brief vom 29. April 1952 an die Kommission von „Faith and Order“ seinen Verzicht auf die Mitarbeit an der ökumenischen Arbeit ausgesprochen hat, ist die Auseinandersetzung innerhalb der Evangelischen Kirche Deutschlands in ein entschei-

³ Vgl. *Romano Guardini*, Das Ende der Neuzeit, Basel 1950 — und diese Zeitschrift, Dezember 1951, S. 216 ff.

dendes Stadium eingetreten. Denn noch niemals wurde so klar und eindeutig ausgesprochen, um was es geht, als in den Gründen, die Asmussen für seinen Entschluß angibt: „die Gefahr der Propagierung des Totalitarismus“ durch D. Niemöller.

Auf dieses Schreiben antwortete der Heidelberger Theologieprofessor Edmund Schlink am 23. Mai in einem offenen Brief. Darin drückt er seine Betroffenheit über Asmussens Entscheidung aus. Dann geht er auf die zwei Punkte ein, in denen der Kieler Propst sein Verhalten begründete. Schlink bestreitet, daß sich der Ökumenische Rat innerlich mit dem Kommunismus immer mehr abfindet. Man brauche nur die Erklärung zum Koreakrieg, die die Tagung von Toronto 1950 abgegeben habe, mit der des Zentralausschusses vom Jahre 1949 in Chichester und dem Bericht der Sektion III von Amsterdam (1948) zu vergleichen, um feststellen zu können, daß Asmussens Behauptung nicht richtig ist. Es sei doch nicht zufällig, daß der chinesische Präsident des Rates und der ungarische Bischof Beretzky ihre Mitarbeit daraufhin aufgegeben hätten. Der andere Punkt, auf den Schlink eingeht, bezieht sich auf die von Asmussen behauptete „Lenkung und Deutung“ der deutschen Mitarbeit an der Ökumene durch Niemöller. Zur deutschen Arbeitsgemeinschaft gehörten Vertreter sämtlicher Kirchen und Fakultäten. Der Vertreter des kirchlichen Außenamtes habe unter achtzehn Stimmen nur eine einzige und diese habe er stets sachlich in die Wagschale geworfen. Überdies seien die deutschen Vertreter in den verschiedenen Kommissionen vom Ökumenischen Rat selbst in voller Freiheit gewählt und berufen worden. Das Sekretariat in Genf sei nicht einseitig im Sinne Niemöllers unterrichtet. Auch er, Schlink, habe Bedenken gegen Niemöllers Weg. Trotzdem habe er es für seine Pflicht gehalten, diese Punkte richtigzustellen.

Asmussen nahm darauf im Deutschen Pfarrerblatt in einer bemerkenswerten

Ausführung noch einmal eine eindeutige Grenzziehung vor (15. Juni 1952). Er faßt die Gründe für seine Entscheidung wie folgt zusammen:

1. Niemöller propagiere den Totalitarismus. Seit 1946 mache sich bei ihm ein wachsendes Verständnis für die östliche Form des Totalitarismus bemerkbar, das kaum hinter dem zurückbleibe, was man bei den Deutschen Christen in den Jahren 1933 und 1934 erlebt habe. Zunächst seien zwar die Formen noch verschieden gewesen, aber die jüngsten Ereignisse in Essen, Bonn und Wiesbaden hätten gezeigt, wie sie sich allmählich angleichen. Niemöller halte sich offenbar durch die Barmer Erklärung (1934), die den Totalitarismus für unchristlich erklärt habe, nicht mehr gebunden.

2. Niemöller verharmlose das Sowjetsystem. Das Gleiche tun, wie man sehen kann, auch seine Freunde, die sich um drei Schwerpunkte gruppieren: Westfalen mit der Grafschaft Mark und dem Mittelpunkt Dortmund; Berlin, wo ein Kreis von Präses Scharf, ein anderer von Propst Grüber bestimmt werde. Außerdem ist dort der sogenannte Unterwegs-Kreis, in dem der französische Militärfarrer Casalis eine einflußreiche Rolle gespielt hat oder noch spielt. Endlich Württemberg mit seiner Sozietät, die jedoch seit dem Berecky-Brief Barth's zurückhaltender geworden ist. Mehrere führende Männer der dortigen Kirche stünden der Bewegung freundlich gegenüber, wenn man nicht mehr sagen müsse.

In den Gemeinden wende sich der überwiegende Teil der Gläubigen mit Abscheu von der Bewegung ab. Leider dehne sich allmählich die Ablehnung auf die ganze evangelische Kirche aus. Auf der anderen Seite aber bemühe sich eine zwar kleine, aber sehr aktive Gruppe, alles, was man von den Sowjets 1945 und vorher gehört habe, trotz aller Aussagen der Kriegsgefangenen, als gegenstandslos hinzustellen. Besonders gefährdet seien Studentengemein-

den, die in dauernder Verbindung mit Niemöllers engstem Mitarbeiter Mochalski stehen, ohne daß sie sich klar von ihm trennten.

3. Niemöller und seine Freunde seien schuld, daß man sich sehr im Unterschied zum Dritten Reich um die kirchlichen Gefangenen der Ostzone nicht kümmere. Man wolle nichts sagen, was im Osten Unwillen erzeuge. Im Dritten Reich habe man gerade mit Rücksicht auf Niemöller anders gehandelt.

4. Niemöller und seine Freunde verbreiteten eine politische Theologie. Der von Heinemann so oft vorgebrachte Einwand gegen die Wiederaufrüstung, Gott habe uns zweimal die Waffen aus der Hand geschlagen und darum dürften wir nicht wieder an Waffen denken, sei theologisch nicht stärker zu werten als die Argumente der Deutschen Christen, die in Hitler den gottgesandten Führer sahen.

Dabei sei Niemöller keineswegs der Alleinschuldige. Namhafte Kirchenmänner hätten 1949 bis Anfang 1951 allen Ernstes geglaubt, es sei eine urchristliche Aufgabe der Kirche, zwischen den politischen Mächten des Ostens und Westens einen dritten Weg zu finden.

Auf die Stimme der Gemeinde habe man nie gehört. Niemöller und seine Freunde hätten ohne jeden Auftrag gehandelt. Niemöller sei von den Seinigen als ein Prophet angesehen worden.

Asmussen spricht dann von der Wirkung dieser Bewegung auf die führenden Kreise der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Einerseits, so meint er, wäre die Verselbständigung der Lutherischen Kirche nicht so schnell vor sich gegangen, wenn sie nicht gezwungen gewesen wäre, sich gegen den Geist Niemöllers zu schützen. Andererseits bestehe der berechtigte Wunsch nach Frieden. Aber dieser Wille zum Frieden habe seine Grenzen, insofern er sich fähig erweisen muß, den Frieden herzustellen und zu wahren. Der sichtbar werdende Wille aber habe diesen Erweis keineswegs erbracht. Seit Jahren liefen die entscheidenden Gre-

miender „Evangelischen Kirche Deutschlands“ (EKD) hinter den Entscheidungen Niemöllers und Heinemanns her, um das kirchliche Leben diesen Entscheidungen gerade noch anzupassen. Die EKD habe nicht die Fähigkeit erwiesen, Niemöller und Heinemann in ihrem öffentlichen Wirken in das Leben der Kirche einzugliedern. Niemöller treffe Entscheidungen, die führenden Kreise der EKD ließen die Dinge sich entwickeln. Darum sei Niemöller immer um mindestens eine Pferdelänge voran.

Der Kreis der Menschen, die diese Entwicklung nicht sahen und nicht öffentlich dagegen ihre Stimme erhoben, ist unüberschaubar. Das sei nur möglich, weil eine falsche Theologie dahinterstecke.

Bezeichnend sei dafür der Brief Schlinks. Der Briefschreiber erhebe zwar ernste Bedenken gegen Niemöller, aber er denke nicht daran, irgendwelche sichtbaren Konsequenzen daraus zu ziehen. Während Niemöller handle, wolle man auf der anderen Seite „über die durch D. Niemöller entstandenen Fragen ins Gespräch kommen“. Aber das biblische Wort sei doch nicht ein „Gespräch“, sondern eine Tat, in der man Ereignisse gestalte.

Gegenüber dem Dialektischen Materialismus gibt es keine „Gespräche“, sondern nur ein Nein. Wer dieses Nein nicht hörbar ausspricht, sagt ein Ja. Das nicht gesprochene Nein sei augenblicklich der größte Erfolg, den sich der Dialektische Materialismus in Westdeutschland erhoffen könne. Er habe großen Erfolg damit.

Von hier aus geht Asmussen auf die Lage der Ökumene über.

Die evangelische Christenheit Deutschlands dürfe nicht tun, als sei bei ihr alles in Ordnung. Damit nütze sie der Christenheit der Welt nichts. Man dürfe sich von der christlichen Neigung „Frieden ausbrechen“ zu lassen, nicht verführen lassen.

Die ökumenischen Erklärungen gegen den Kommunismus kenne er, Asmussen,

wohl. Aber er könne ihnen kein Gewicht beilegen, weil sie auch von Niemöller unterschrieben seien. Eine professorale Denkweise wie die Schlinks könne sich vielleicht damit beruhigen. Sie verkenne eben die Dynamik unseres Zeitalters. Die Gemeinschaft einer objektiven Macht und ihre Gefolgschaft sei viel wichtiger als die theologische Deutung dieser Gemeinschaft und Gefolgschaft.

Wenn Niemöller nie versucht habe, die Arbeit der Kommission zu beeinflussen, so sei er dazu viel zu klug. Für ihn reiche es, wenn alle mitmachen. Auch bei den Deutschen Christen durfte man Kritik üben. Die Entscheidungsfrage aber sei, in welchem Kraftfeld ein Theologe steht. In der Ökumene, wie sie heute nun einmal sei, werde dieses Kraftfeld eindeutig durch die Namen Niemöller, Niesel, Iwand bestimmt. Alle Erklärungen, daß man Bedenken habe, nützten nichts. Man müsse etwas tun. „Ohne Tun kommt niemand davon. Nichtstun ist auch ein Tun. Die Christenheit ist kein theologisches Seminar.“

Oskar Simmel S.J.

Rußland und Sowjetunion

Solange die Spannung zwischen Ost und West anhält, finden Veröffentlichungen über das alte Rußland und die neue Sowjetunion aufmerksame Leser. Einige bedeutendere Neuerscheinungen des letzten halben Jahres seien hier herausgegriffen.

Zunächst liegt ein Sonderheft der Zeitschrift „Das Kunstwerk“ über „Russische Ikonen“ (68 S., 70 Abb., Baden-Baden 1951, W.-Klein-Verlag; kartoniert DM 5.50) vor uns, in dem C. H. W. Wendt an Hand der Darstellungen über den Sinn der russischen religiösen Malerei spricht. In theologisch leider unbekümmerter, aber kunstgeschichtlich gelehrter Weise geht er auf den Unterschied zwischen östlicher und westlicher Auffassung der heiligen Bilder ein und gibt über Stil und Technik der Ikonenmalerei interessante Aufschlüsse.

Dann werden die besonderen Ikonentypen besprochen, Christus- und Muttergottesdarstellungen, Engel, Propheten, Apostel, Heilige u. a. m. Die drucktechnisch vortrefflichen, meist einfarbigen Abbildungen kleinen Formats bringen bekannte und weniger bekannte Bilder. — Zum „Heiligen Rußland“ gehörten auch jene Einsiedlermönche, die das Volk einfach „die Alten“ (stárzy) nannte. Über sie schrieb Igor Smolitsch vor Jahren sein schönes Buch „Leben und Lehren der Starzen“, das nun in neuer, kaum veränderter Auflage erschienen ist (248 S., Köln und Olten 1952, Verlag Jakob Hegner; DM 16.—). In fünf Abschnitten zeigt der Verfasser die Entwicklung des russischen Mönchtums, das im 14. Jahrhundert vom Athos ausging, sich in den nordrussischen Klöstern entwickelte und im 18./19. Jahrhundert eine neue Blüte erlebte. Jeder Russe vorbolschewistischer Prägung kannte die Namen eines Tichon Sadónski, Sérafim Sároviski und Feofán Satwórník; der Starez Ambrósi hat durch Dostojewskis Roman „Die Brüder Karamásow“ Weltruhm erlangt. Alle diese Einsiedler hatten nicht nur auf das einfache Volk, das in Scharen zu ihnen pilgerte, sondern auch auf die Gebildeten und damit auf die ganze Kulturentwicklung großen Einfluß. Vielfach sah man in ihrer Lebensweise die eigentliche Frömmigkeitsform der Orthodoxie. Das Buch vermittelt nicht nur neues Wissen, sondern bedeutet einen geistlichen Gewinn.

Während sich die Einsiedeleien meist in den Wäldern des europäischen Rußlands befanden, treffen wir in der schier unermesslichen Taigá, also in jenen Nadelwäldern, die sich bis nach Wladiwostók hinziehen, neben der eingeborenen Bevölkerung zahllose Verbannte, die seit Jahrhunderten dorthin abgeschoben wurden. Sie haben das Land kolonisiert und dem Namen „Sibirien“ ihren Stempel aufgedrückt. Außer einer gewissen Ortsbeschränkung waren die meisten von ihnen freie Siedler und liebten das Land als neue Hei-